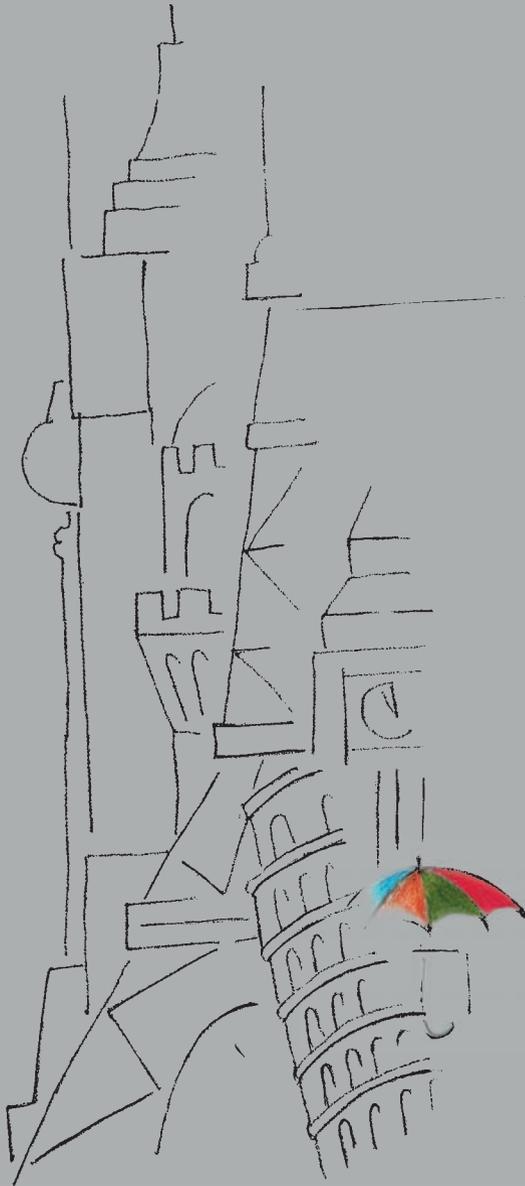


Andreas Wicke / Nikola Roßbach (Hrsg.)

PAUL MAAR

Studien zum kinder- und jugendliterarischen Werk



KINDER- UND JUGENDLITERATUR INTERMEDIAL
BAND 5

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

Wicke / Roßbach (Hrsg.)

—

Paul Maar

KINDER- UND JUGENDLITERATUR INTERMEDIAL

Herausgegeben von

Tobias Kurwinkel
Philipp Schmerheim
Corinna Norrick-Rühl

Band 5

www.kinderundjugendliteraturintermedial.de

Paul Maar

Studien zum kinder- und jugendliterarischen Werk

Herausgegeben von
Andreas Wicke
Nikola Roßbach

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2017

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: kolorierte Zeichnung von Jutta Kurwinkel, Damme
(Jutta@Kurwinkel.de)

Bindung: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-5971-1

www.koenigshausen-neumann.de

www.libri.de

www.buchhandel.de

www.buchkatalog.de

Inhaltverzeichnis

Vorwort	9
<i>Paul Maar</i>	
Maar und die Märchen Antrittsvorlesung als Brüder-Grimm-Professor an der Universität Kassel 2015.....	11
<i>Thomas Scholz</i>	
Im Anfang war das Sams Sprache, Macht und die Konstruktion von Realität in Paul Maars <i>Eine Woche voller Samstage</i>	33
<i>Jana Mikota und Claudia Maria Pecher</i>	
„Wie die meisten Schriftsteller bin ich ein leidenschaftlicher Leser“ Intertextualität in Werken Paul Maars	49
<i>Britta Minges</i>	
„Eltern: Vater und Mutter, Erzeuger eines Kindes“ Familienbände bei Paul Maar	69
<i>Mirjam Burkard</i>	
Maarchenhafte Welten Intertextuelle Bezüge zu den Grimm'schen Märchen im kinderliterarischen Werk Paul Maars	83
<i>Jannica Budde</i>	
Träume vom Morgenland und Begegnungen im Klassenzimmer Fremdheitserfahrung zwischen Realismus und Fantastik in Paul Maars <i>Lippels Traum</i>	95
<i>Nikola Roßbach</i>	
Paul Maars <i>Kartoffelkäferzeiten</i> und der Realismus Überlegungen zu Werkstatt-Dokumenten des Autors.....	107
<i>Andreas Wicke</i>	
„Mönschsein ist gut“, sagte Herr Bello. „Aber Hundsein ist auch gut.“ Mensch-Tier-Perspektiven in Paul Maars <i>Herr Bello</i> -Trilogie	121

Nils Lehnert

**„So ermahnte man ihn, in Zukunft besser beim
Niesen aufzupassen, und schickte ihn nach Hause.“**

Paul Maars Pixi-Buch *Vorsicht, Niesgefahr!* zwischen Exklusion
und (Re-)Integration, Über-Ich und Es, Philistertum und
Selbstbestimmung, Sams und Sturmniesen.....139

Radwa Imam

Flüchtlingsproblematik in Paul Maars *Neben mir ist noch Platz*

Ein Aufruf zu Toleranz und Fremdverstehen159

Matthias Ott

„Sind Lexikone nicht ein bisschen altmodisch?“

Von technischen Fortschritten und pädagogischen
Rückschritten in Paul Maars *Der Galimat und ich*169

Philipp Schmerheim

Aus drei mach' eins: Das Sams im Kino185

Stefanie Jakobi

„Herr Bello ist ein Mönch?“

Das Verwandlungsmotiv als intratextuelles, intertextuelles
und transmediales Phänomen in Paul Maars *Herr Bello*-Trilogie.....199

Gerrit Althüser

Zwei fremde Kinder im Film

Vergleich eines Motivs in E.T. THE EXTRA-TERRESTRIAL (1982)
und DAS SAMS (2001) im Unterricht213

Christine-Marie Ansari

**Medienspezifik bei Paul Maar als Anlass des
ästhetischen Lernens im Deutschunterricht**.....227

Kirsten Kumschlies

„Herr Bello kann schön reden!“

Sprachsensible, literarästhetische und medienreflexive Zugänge
zum Medienverbund *Herr Bello und das blaue Wunder*
in der Grundschule241

Lea Grimm

Alles vom Aal bis Buchstabe Z

Anwendungsbezogene Impulse zu Paul Maars Lyrik
im Elementarbereich und in der Erwachsenenbildung.....253

Florian Rietz

„Was ist denn Herr Bello?“

Aspekte einer Perspektivübernahmekompetenz am Beispiel

von Paul Maars *Herr Bello und das blaue Wunder*273

Bettina Oeste

Vom literarischen Prinzip zum Unterrichtsprinzip

Paul Maars Komik als Möglichkeit zum literarischen Lernen289

Vorwort

„In Vorbereitung auf diesen Vortrag habe ich mein Werk mit Blick auf das Märchen durchforstet. [...] Ich hatte nicht geahnt, wie viele Anspielungen und Märchenvariationen ich da finden würde“, sagt Paul Maar in seiner Antrittsvorlesung als Brüder-Grimm-Professor am 9.6.2015 im Gießhaus der Universität Kassel. In der Tat ist die Dichte der Märchenbezüge seit der *Hänsel und Gretel*-Parodie in Maars erster kinderliterarischer Publikation *Der tätowierte Hund* von 1968 ungewöhnlich hoch – und der Prozess ist nicht abgeschlossen: 2016 veröffentlicht er *Schiefe Märchen und schräge Geschichten* und erzählt hier vom *Gestiefelten Skater*, schreibt eine *Märchen-Verwirrung* mit dem Titel *Schneewittchen und die sieben Rapunzeln* und deckt auf, dass in Märchenbüchern durchaus auch Fehlinformationen verbreitet werden: *Was die Zwerge wirklich gesagt haben*, erfährt man von Paul Maar ebenso wie den Grund dafür, dass das Grimm'sche „Märchen nicht *Jakob und Mariechen*, sondern *Hänsel und Gretel*“ heißt. Auch hätten sich die beiden Kinder bei der Hexe vorab gemeldet, doch „Gretel fand kein Handynetz im tiefen, dunklen Wald“, Maars Märchenfiguren sind also definitiv im 21. Jahrhundert angekommen.

Allerdings geht das umfangreiche Werk Paul Maars weit über die Auseinandersetzung mit Märchen hinaus. Die größte Bekanntheit hat er sicher mit der Figur des Sams erlangt, jenem anarchischen Wesen mit roten Haaren und blauen Wunschknoten, das seit dem ersten Roman von 1973, *Eine Woche voller Samstage*, aus der Literaturgeschichte nicht mehr wegzudenken ist. In Romanen, Lesungen, Hörspielen, Filmen, aber auch auf der Bühne als Theaterstück und Musical, in der Adaption der Augsburger Puppenkiste, in Computerspielen und Ausgaben für ganz junge Leserinnen und Leser ist es fester Bestandteil der Kinderkultur. Etwa 4,5 Millionen *Sams*-Bücher wurden nach Angabe des Oetinger Verlages bis 2015 verkauft.

Paul Maar schreibt Romane und Bilderbücher, Gedichte und Theaterstücke, arbeitet an den filmischen Adaptionen als Drehbuchautor mit, ist als Illustrator und Übersetzer tätig: „[E]s gibt keinen deutschen Autor, der so vielseitig, beidfüßig begabt und erstklassig ist“, schreibt Konrad Heidkamp anlässlich des 70. Geburtstags 2007 in *DIE ZEIT*. Im Jahr von Paul Maars 80. Geburtstag ließe sich dieses Urteil mit weiteren Beispielen belegen: Seitdem sind neben den *Schiefen Märchen und schrägen Geschichten* unter anderem der letzte Band der *Herr Bello*-Trilogie (2008), die Romane *Onkel Alwin und das Sams* (2009), *Der Galimat und ich* (2015) und *Sams im Glück* als Buch (2011) und Film (2012) erschienen,

auch die Neuverfilmung von *Lippels Traum* (2009) lief erfolgreich im Kino, weitere Schulen wurden nach Paul Maar benannt und er hat neben vielen anderen Auszeichnungen 2009 den Deutschen Vorlesepreis für sein Gesamtwerk sowie 2015 den Bremer Kinderoskar bekommen.

Trotz des enormen Erfolgs, den Paul Maars Werke bei kleinen und großen Leserinnen und Lesern haben – das zeigt sich etwa in Verkaufszahlen, Literaturpreisen und euphorischen Rezensionen –, hält sich die Literaturwissenschaft eher zurück. Neben Unterrichtsmaterialien und einzelnen Aufsätzen kann lediglich auf Günter Langes Monografie *Paul Maars Kinder- und Jugendbücher in der Grundschule und Sekundarstufe I* (2007) sowie den 2016 erschienenen Sammelband von Petra Josting und Iris Kruse verwiesen werden.¹

Im Aufbau des vorliegenden Bandes soll sich die Vielschichtigkeit von Maars Œuvre spiegeln. Zwar stehen die literaturwissenschaftlichen Zugänge im Vordergrund und liefern Deutungsansätze zu einzelnen Texten ebenso wie werkübergreifende Darstellungen, darüber hinaus werden aber auch die filmischen Adaptionen und Hörspiele in den Blick genommen. Vor allem im abschließenden didaktischen Teil stehen Aspekte literarischen und medialen Lernens nebeneinander. Besonders freuen wir uns, dass Paul Maar selbst an der Analyse seines Werkes mitwirkt und seine eingangs zitierte Kasseler Antrittsvorlesung *Maar und die Märchen* hier erstmals veröffentlicht werden kann.

Nikola Roßbach und Andreas Wicke
Kassel, 2017

¹ Paul Maar. Bielefelder Poet in Residence 2015. Paderborner Kinderliteraturtage 2016. Hrsg. von Petra Josting und Iris Kruse. München: kopaed, 2016. Da sich die Vorbereitung dieses Bandes mit dem hier vorliegenden überschneidet, konnte nur in Einzelfällen auf die dort erschienenen Beiträge verwiesen werden.

Maar und die Märchen

Antrittsvorlesung als Brüder-Grimm-Professor
an der Universität Kassel 2015

Es ist mir eine Freude, als Brüder-Grimm-Professor an die Universität Kassel eingeladen worden zu sein, denn den Brüdern Grimm verdanke ich viel: Wenn ich etwa in meiner Heimatstadt Bamberg mit zwei Seelen – nicht in meiner Brust, sondern in meinem Einkaufsbeutel – vom Bäcker zurückkomme, dann weiß ich, dank Jacob und Wilhelm Grimms *Deutschem Wörterbuch*, dass dieses beliebte Frühstücksgebäck deshalb ‚Seele‘ heißt, weil es früher nur an Allerseelen gebacken und verkauft wurde. Und wenn ich bei Schopenhauer lese, dass er Hegels Vorlesung als „reinen Galimathias“ bezeichnet, dann gibt mir das *Deutsche Wörterbuch* die Auskunft, dass mit „Galimathias“ „Unsinn, Nonsense und wirres Durcheinander“ gemeint sei, abgeleitet von frz. „Galimafrée“, einem Mischgericht aus Speiseresten. Bei der Recherche zu einem Essay über die Musik der Wittelsbacher las ich in einer alten Quelle, wie bizarr ein bayerischer Herzog zur Tafelmusik mit seinen Hofzwerge umsprang: Er verpasste ihnen kuriose Uniformen, sie wurden in Torten und Kuchen versteckt, bei Tisch aufgetragen und sprangen dann heraus, um auf der Tafel „herumzuscharmutzieren“. Das *Deutsche Wörterbuch* verrät mir, dass „scharmutzieren“ aus dem italienischen „scaramucciare“ abgeleitet ist und die armen kleinen Menschen auf dem Tisch Scheingefechte austragen mussten.

Aber wenn nun weiter von Zwergen die Rede sein wird, dann von solchen, die ausrufen: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? Wer hat in meinem Bettchen geschlafen?“ Sie vermuten richtig: Mein eigentliches Thema wird nicht das *Deutsche Wörterbuch* sein, sondern die Märchensammlung der Brüder Grimm. Man weiß ja, wie viele Fassungen ihrer Märchen existieren, wie sie an ihren Texten immer wieder feilten und schliffen. Kenner sollen sogar den Märchentön Jacobs von dem Wilhelms unterscheiden können. Letztlich waren sie nicht Sammler, sondern Autoren. Mein Sohn Michael, der in seinem Buch *Hexengewisper* über das Märchen schreibt, bezeichnet die Brüder Grimm als „die größten Dichter der deutschen Romantik, und die einzigen, neben E.T.A. Hoffmann, denen Weltliteratur gelang.“

Wende ich mich also dem Märchen zu: In Vorbereitung auf diesen Vortrag habe ich mein Werk mit Blick auf das Märchen durchforstet.

‚Werk‘ klingt sehr pathetisch, ich will damit nur ausdrücken, dass sowohl meine Bücher als auch meine Theaterstücke gemeint sind. Ich hatte nicht geahnt, wie viele Anspielungen und Märchenvariationen ich da finden würde. Selbst in meinem Buch *Türme* von 1987, das mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis als bestes Sachbuch ausgezeichnet wurde, beschäftigt mich das Märchentema. In vielen schottischen, estnischen und polnischen Märchen wird nämlich von einem Berg aus Glas erzählt, auf dessen Gipfel eine Prinzessin in einem goldenen Schloss lebt. In den Märchen der Brüder Grimm habe ich zweimal dieses Motiv gefunden: In *Oll Rinkekrank* und in *Die Rabe*. Ich zitiere aus letzterem:

[...] der Mann aber ging vorwärts, bis er an das goldene Schloss von Stromberg kam. Es stand aber auf einem gläsernen Berge. [...] Er freute sich, als er sie [die Jungfrau] erblickte und wollte zu ihr hinaufsteigen. Aber wie er es auch anfang, er rutschte an dem Glas immer wieder herunter.

Im *Türme*-Buch habe ich eine waghalsige Theorie zum Ursprung dieses Motivs entwickelt. Es geht um den historischen Turm von Babylon, der fast 100 Meter hoch zum Himmel strebte. Der letzte Augenzeuge, der den Turm noch hat stehen sehen, war der griechische Reiseschriftsteller Herodot. Er schreibt:

Mitten im heiligen Bezirk von Babylon ist ein fester Turm errichtet, auf dem Turm steht wieder ein Turm, und dann noch einer, im ganzen sieben Türme übereinander. Alle Türme kann man ersteigen auf einer von außen heranführenden Treppe. Auf dem höchsten Turm steht erst der eigentliche große Tempel, mit Gold überzogen. Darin steht ein Ruhebett. Auf ihm nächtigt eine aus Babylon stammende Jungfrau, die der Gott unter allen Frauen des Landes erwählt hat. Die Priester erzählen, der Gott komme persönlich in den Tempel und schlafe mit ihr auf dem Ruhebett. Das kann ich aber nicht glauben.

Der historisch verbürgte, bergartige Stufenturm ragte also 100 Meter hoch in den Himmel, nahezu so hoch wie der Berliner Funkturm. Es muss für eine Nomadensippe, die – ihre zusammgelegten Zelte hinten auf den Lasttieren – mit einer Kamelkarawane über die Ebene geritten kam, ein unbeschreiblicher Anblick gewesen sein. Das Land um die Stadt herum war bretteben wie eine Tischplatte. Man konnte kilometerweit sehen. Und da ragte mit einem Mal aus dieser Ebene ein riesiger Stufenturm in die Höhe, gleißend und blendend im Sonnenlicht. Die obersten vier Stockwerke waren – wie man später rekonstruierte – mit glasierten, spiegelnden Keramikkacheln verkleidet, in denen sich das Licht tausendfach brach. Darüber strahlte der goldene Tempel. Die Männer, die aus den abgeschiedenen Sandwüsten im Westen kamen, über die Ebene ritten, die plötzlich den Turm in der Ferne glänzen sahen, anhielten, ihn scheu be-

trachteten und wieder zurücktritten, ohne sich näher zu wagen – was mögen sie daheim in den Oasen, abends in den Zelten erzählt haben? Konnten sie dieses Wunder sich und den anderen erklären?

Vielleicht sind auf diese Weise die Geschichten entstanden, die von einem Berg aus glänzendem Glas handeln, auf dem ein Haus aus Gold steht, in dem eine Prinzessin wohnt. Arabische Märchenerzähler könnten sie den Kreuzrittern oder Seefahrern berichtet haben, mit denen sie dann nach Europa gelangten, weiterlebten und schließlich im 19. Jahrhundert aufgeschrieben wurden. Unter anderem von den Brüdern Grimm.

Als ich mir meine erzählenden Texte noch einmal vornahm – normalerweise liest man aus seinen Büchern nur im Jahr des Erscheinens und stellt sie dann ins Regal, weil ein neues Buch das alte verdrängt –, als ich meine alten Bücher wieder las, fiel mir zum ersten Mal auf, dass ich in meinen Geschichten fast immer eine ironische Distanz zum Märchen einnahm, während ich mich in meinen Theaterstücken ernsthaft und ohne Vorbehalte aufs Märchen einließ. Bei den Geschichten setzte ich meist voraus, dass meine Leser bereits mit der Welt der Märchen vertraut waren, und ging mit Märchenmotiven eher spielerisch um. Die Texte sollten aber auch für den naiven, märchenunkundigen Leser stimmig und nachvollziehbar sein. Drei Beispiele möchte ich anführen:

In *Onkel Florians fliegender Flohmarkt* fordern zwei Kinder vom Erzähler Onkel Florian, meinem Alter Ego, dass er ihnen Geschichten erzähle, und zwar „von jeder Sorte eine“. Den Ausdruck ‚Genre‘ kennen sie noch nicht. Also etwa eine Tiergeschichte, eine Science Fiction-Geschichte, eine Lügengeschichte, eine Kriminalgeschichte, eine Schildbürgergeschichte, eine Gruselgeschichte und schließlich auch ein Märchen. Onkel Florian erzählt ihnen das *Märchen vom roten Licht*. Er spielt darin auf die allbekannten drei Märchen-Söhne an, die vom Vater losgeschickt werden, um eine Aufgabe zu erfüllen, aber alle scheitern. Und vom Dummling, der letztlich erfolgreicher sein wird als seine drei klugen Brüder. Der Beginn liest sich so:

Es war einmal ein Vater, der hatte vier Söhne.

Der älteste war klug, stark und schön, der zweitälteste war stark und schön, der drittälteste war schön und der vierte war überhaupt nichts.

Sie lebten zusammen in einem kleinen Haus, ganz tief im Wald, weit entfernt von jedem Dorf und jeder Stadt. Da die Mutter schon lange tot war, führten die vier Söhne den Haushalt, während der Vater Holz fällte oder den Acker auf der Waldlichtung pflügte.

Der älteste konnte Wäsche waschen, bügeln und das Vieh versorgen. Der zweitälteste konnte kochen und die Wohnung sauber halten, der drittälteste konnte backen, und der vierte konnte überhaupt nichts. Deswegen wurde er von allen der „Dummling“ genannt.

Eines Abends, als der Wind um das kleine Haus tobte, versammelte der Vater alle seine Söhne um sich und sprach:

„Hier im Wald gibt es ein Geheimnis. Davon will ich euch erzählen.“
„Das ist schön“, sagte Maximilian, der älteste.
„Ist schön“, sagte Milian, der zweitälteste.
„Schön“, sagte Max, der drittälteste.
Der Dummling sagte überhaupt nichts.
„Es handelt sich“, sagte der Vater so leise, dass alle vier den Kopf weit vorstrecken mussten, um ihn zu verstehen, „es handelt sich um drei geheimnisvolle Lichter.“
„Erzähl uns davon!“ sagte Maximilian.
„Erzähl uns!“ sagte Milian.
„Erzähl!“ sagte Max.
Der Dummling sagte überhaupt nichts.

Natürlich werden die drei schönen, klugen und starken Brüder an ihrer Aufgabe scheitern und nicht herausfinden, was das rote Licht im Wald bedeutet. Erst der Dummling wird das Geheimnis lösen.

Auch in dem vielfach prämierten Buch *In einem tiefen, dunklen Wald* gibt es drei Königssöhne, die an ihrer Aufgabe scheitern, außerdem zwei höchst unterschiedliche Prinzessinnen und ein Untier. Schon die ersten Sätze im Buch beschwören eine Märchenwelt herauf:

Früher gab es viele Könige.
Sehr viele Könige.
Und da jeder König ein Königreich hatte, gab es auch viele Länder.
Sehr viele Länder.
Kein Wunder, dass manche kaum größer waren als ein Badezimmerteppich.
Die Wälder damals waren finster.
Sehr finster.
Und in fast jedem finsternen Wald wohnten eine Hexe und mindestens sieben Zwerge.
Untiere gab es dort auch im Wald.
Die waren schrecklich groß und sahen schrecklich wild aus. Die meisten waren auch schrecklich wild.
Aber einige wenige waren recht gutmütig, wenn man sie näher kennen lernte.
Kaum jemand lernte sie allerdings näher kennen, weil jeder schreiend davonlief, wenn er ein Untier auch nur von ferne erblickte.
Und dann soll es damals auch noch Drachen gegeben haben. Die hausten aber nicht im Wald, sondern im Gebirge. In tiefen Höhlen.
So ein Drache sah ein bisschen aus wie ein Dinosaurier, hatte aber große Zacken am Rücken und konnte Feuer spucken.
Doch das ist schon so lange her.
Wenn nicht gar sooo lange.
Da viele der Könige Kinder hatten, gab es natürlich auch viele Prinzen und Prinzessinnen. Denn die Kinder von Königinnen und Königen werden nun mal Prinzessinnen oder Prinzen, ob sie es wollen oder nicht.
In der Zeit, von der hier erzählt wird, lebte ein Königspaar, das hatte ein Kind, eine Tochter. Sie hieß Prinzessin Henriette-Rosalinde-Audora und war ziemlich schön.

Außerdem war sie ein bisschen verwöhnt. Was auch kein Wunder ist, schließlich war sie das einzige Kind.

Diese verwöhnte Tochter macht es ihren Eltern nicht leicht. Denn die wollen ihr Kind gerne verheiratet sehen. Aber der Prinzessin gefällt keiner der Prinzen, die vorsprechen. So kommt sie auf den verwegenen Gedanken, sich von einem Untier entführen zu lassen. Ihr Vater muss dann nur verkünden, dass seine einzige Tochter von einem Untier geraubt wurde. Und dann, meint Henriette-Rosalinde-Audora, käme ein Prinz, um sie zu befreien, und diesen mutigen Mann würde sie dann als Ehemann akzeptieren. Natürlich wird sie dabei kein Risiko eingehen: Es soll nämlich ein „vegetarisches Untier“ sein, das dem Fleischgenuss abgeneigt ist. Um dies zu testen, wird abends vor jedem der vier königlichen Wälder ein Schaf angebunden. Am nächsten Morgen sind alle Schafe aufgeessen. Bis auf eines! Damit die Prinzessin auch ganz sicher ist, dass in diesem Wald wirklich ein zahmes Untier haust, wird ein zweites, dann ein drittes Schaf vor dem Wald angebunden. Und als schließlich eine ganze Schafherde friedlich vor dem Wald grasst, lässt sie sich auf das Abenteuer ein. Leider misslingt ihr schöner Plan, denn nicht ein Prinz befreit sie, sondern eine Prinzessin, die sich in Männerkleidern auf den Weg gemacht hatte, um die Prinzessin zu retten, nachdem ihre drei Brüder in die falschen königlichen Wälder gerieten, dort auf echte, wilde Untiere trafen und kläglich scheiterten.

Fehlt noch das dritte angekündigte Beispiel: In *Der Aufzug*, einem Bilderbuch, das Nikolaus Heidelberg wunderschön illustriert hat, erzähle ich von dem Mädchen Rosa, das im achten Stock eines Hochhauses wohnt und nachts heimlich mit dem Aufzug hinunter und wieder hinauf fährt, während die Eltern ihren Volkshochschulkurs besuchen. Dabei trifft sie eines Abends ein schlecht gelauntes, zipfelmütziges Männchen, das sich im Aufzug wohnlich eingerichtet hat, dort an einem Tischchen sitzt und Kuchen mampft, von dem es Rosa leider nichts abgeben will. Das Männchen weiß auch einen Zauberspruch:

Den Knopf gedrückt und ab im Nu,
doch hüte dich, drück nicht auf U!

Jetzt drückt Rosa also an jedem Volkshochschul-Abend einen anderen Knopf des Aufzugs und fährt in verschiedene Etagen. Wenn sich die Aufzugstür öffnet, sieht sie aber nicht den üblichen langweiligen Flur, sondern blickt in magische Landschaften voller Anspielungen auf die Nummer des Stockwerks. So reiten etwa im dritten Stock die Heiligen Drei Könige auf einem dreihöckerigen Kamel vorbei, einen Dreispitz statt der Krone auf dem Kopf, Drillinge fahren auf dem Dreirad und die drei Musketiere spielen Skat. Gefährlich wird es für den kleinen Mann, als Rosa auf die Sieben drückt. Da kommen nämlich sechs Zwerge mit Schaufeln und

Hacken daher marschiert, regen sich furchtbar auf, als sie das Männchen im Aufzug entdecken und beschimpfen es als Faulpelz und Arbeitsverweigerer, der gemütlich herumsitzt, Kuchen isst und sie derweil unter Tage nach Gold graben lässt. Der siebte Zwerg kann in letzter Sekunde den Knopf drücken und sich in den achten Stock retten. Natürlich wird die Warnung des Zwergs „Drück nicht auf U!“ am Ende bedeutsam, als die selbstbewusste, widerspenstige Rosa doch auf U drückt und mit dem Zwerg im Untergeschoss landet.

Etwas anders gelagert ist eine Geschichte aus *Der tätowierte Hund*, meinem allerersten Kinderbuch aus dem Jahr 1968. Da ging es mir eher darum, zu zeigen, dass es immer auf den Erzählerstandpunkt ankommt und dass zwei Personen ein und dieselbe Geschichte völlig anders auslegen können. In einer Statistik hatte ich gelesen, dass *Hänsel und Gretel* das bekannteste deutsche Märchen sei. Ich ging davon aus, dass es meine Leserinnen und Leser kannten und ich nicht erst das Märchen noch einmal niederschreiben musste, bevor ich meine spezielle, veränderte Version erfand. Dazu muss man nur wissen, dass sich in diesem Buch ein seltsamer Hund und ein Löwe Geschichten erzählen. Genau genommen erzählt fast ausschließlich der Hund und lässt die Figuren lebendig werden, die in seine Haut eintätowiert sind. Der Löwe kennt nur eine einzige Geschichte: *Hänsel und Gretel*. Wenn man den Beginn seiner Geschichte hört, ahnt man, worauf sie hinausläuft:

Es war einmal eine alte Hexe, die hatte ihr ganzes Leben lang gearbeitet, hatte gezaubert vom frühen Morgen bis zum späten Abend, hatte gehext und Zaubersprüche aufgesagt jeden Tag und war nun in das Alter gekommen, wo ihre Zauberkraft nachließ und ihre Kräfte langsam schwanden.

Sie wurde aber nicht böse und giftig darüber wie manche andere Hexen, wenn sie so alt werden, sondern sagte sich: „Mit meiner Zauberkraft geht es zu Ende. Da will ich mir eine andere Beschäftigung suchen, damit ich nicht faulenzeln muss und auf trübe Gedanken komme. Ich werde mein Haus zum schönsten Hexenhaus weit und breit machen!“

Und schon am nächsten Tag begann sie, ihr Häuschen aufs Wunderlichste zu schmücken. Auf die Dachziegel legte sie Lebkuchen, die Wände verkleidete sie mit Brot und Kuchen, verziert mit Mandeln und Nüssen, ihre Glasfenster hängte sie aus und hängte neue ein, ganz aus weißem Zucker.

Das dauerte viele Wochen; jeden Tag musste die alte Frau in der Küche stehen und backen. Aber sie arbeitete unermüdlich, und endlich war das Häuschen fertig.

Da war die Hexe stolz auf ihr Haus! Jeden Abend saß sie auf der Bank neben der Haustür, betrachtete die bunten Mauern, hexte mit ihrer versiegenden Zauberkraft mühsam noch einen roten Zuckerguss auf einen Kuchen oder verzierte einen Lebkuchen mit einer Nuss, wischte überall Staub und rieb dann die neuen Zuckerscheiben glänzend. Und wenn irgendein Tier an ihrem Haus vorbeikam, staunend stehen blieb und schließlich sagte: „So ein schönes Haus habe ich noch nie gesehen“, wurde sie grün vor Stolz.

Logisch, dass die Geschichte so weitergeht, dass zwei dreiste Kinder ihr schönes Häuschen zerstören, die Zuckerscheiben zerbrechen und am Ende sogar die Alte umbringen und zu ihrer Rechtfertigung frech behaupten, die freundliche alte Frau habe sie aufessen wollen! Der tätowierte Hund meint, er habe diese Geschichte schon mal, aber ganz anders gehört. Der Löwe versichert ihm, er habe sie genauso weitererzählt, wie sie ihm eine Hexe berichtet habe, eine Arbeitskollegin dieser Hexe. „Wenn das so ist“, sagt der Hund, „dann möchte ich gerne mal *Rotkäppchen* von einem Wolf erzählt bekommen!“

Viele Kinder, die das Buch lasen, haben diese Aufforderung wahr gemacht und mir ihre Wolf-Version zugeschickt. Ich erinnere mich besonders gut an die Geschichte eines zehnjährigen Jungen. In dessen Version erzählt der Wolf, dass der Jäger die ganze *Rotkäppchen*-Geschichte in die Welt gesetzt und ihn, den Wolf, verleumdet habe. Der Jäger wurde nämlich beschuldigt, in der jagdfreien Zeit, der Schonzeit, einen Wolf gejagt und getötet zu haben. Zu seiner Verteidigung sagte der Jäger, es sei gewissermaßen Notwehr gewesen, denn der Wolf habe Rotkäppchen und die Großmutter gefressen und die mussten wieder aus dem Bauch befreit werden. Das, schrieb der Junge, sei natürlich gelogen vom Jäger und unwahrscheinlich, denn wenn auch vielleicht das Rotkäppchen im Wolfsbauch Platz gefunden hätte, eine Großmutter hätte nie und nimmer hineingepasst! Da versuchte ein Junge, mit kindlicher Logik eine gewisse Wahrscheinlichkeit ins Märchen zu bringen.

Das Verfahren ist nicht ungewöhnlich. Eine Lehrerin schrieb mir, sie habe ihrer dritten Klasse das Märchen von *Hänsel und Gretel* erzählt, und ein Mädchen habe sich Gedanken gemacht, was denn mit den schönen Lebkuchen auf dem Dach geschehe, wenn es regnet. Die würden ja total aufweichen und „matschig werden“. Worauf ein Junge vermutete, die Hexe habe so was wie einen „Carport“ über ihr Hexenhaus gebaut, der den Regen aufhalte. Es sei ja kein großes Haus gewesen, sondern ein Häuschen. Das fanden die anderen logisch. Als die Lehrerin die Kinder dann aufforderte, das Hexenhäuschen zu malen, hätten mehr als die Hälfte der Kinder über das Hexenhäuschen ein Schutzdach gemalt.

Auch mein erstes Bühnenstück war ein Märchen. Es heißt *Der König in der Kiste* und ist kurz nach *Der tätowierte Hund* entstanden. Mein Schwiegervater, Intendant des Fränkischen Landestheaters Schloss Maßbach, hatte es bei mir in Auftrag gegeben. Er sagte, sein Theater habe nun alle spielbaren Märchen der Brüder Grimm auf die Bühne gebracht und es sei an der Zeit, mal dem kleinen Publikum ein neues, unbekanntes Märchen zu bieten. Wieso er dabei auf mich verfiel? Ich glaube, an dieser Stelle muss ich einen Einschub machen und ein wenig autobiografisch werden.

Ein zusammengeknüllter Zettel in der Mütze unseres Klassensprechers hatte meinem Leben eine entscheidende Wendung gegeben. Unser Gymnasium war damals eine reine Jungenschule. Im letzten, damals dem 13. Jahrgang, kam überraschend ein Mädchen in die Klasse. Sie war auf eine Privatschule gegangen und wusste, dass deren Schüler die Abiturprüfung an einer staatlichen Schule ablegen mussten, nämlich an unserem Gymnasium. Und die meisten der Privatschüler bestanden das Abitur nicht, da man an ihrer Schule etwas zu lässig unterrichtete. Also meldete sie sich an unserer Schule an und wurde zugelassen. Sie kam aus einer Theaterfamilie, beide Eltern waren Schauspieler, und sie wohnte zusammen mit einer Schauspieler-Kommune in einem Schloss. Von Anfang an umgab sie eine Aura von Exotik. Sie war so ganz anders als die Mitschüler, die – genau wie ich – alle aus bürgerlichen Familien kamen.

Als dann die erste Klassen-Party gefeiert wurde (wir hatten zusammengelegt, den Saal einer Gaststätte gemietet und eine kleine Musikkapelle engagiert), gab es mindesten sieben oder acht Kandidaten, die Nele, so hieß sie nämlich, zu dieser Party einladen wollten. Der Klassensprecher löste den Konflikt ganz pragmatisch. Er bat alle Interessierten, den Namen auf einen Zettel zu schreiben, alle Zettel wurden in die Mütze geworfen, und auf dem Zettel, der dann blind herausgezogen wurde, stand „Paul“. Nele hätte natürlich meine Einladung ablehnen können. Aber sie tat es nicht, es „funkte“ zwischen uns, und bald waren wir ein Paar. Ich tauchte ein in ihre Welt, fühlte, dass ich da angekommen war, wo es mich schon immer hingezogen hatte, arbeitete nach dem Abitur als Bühnenbildner und Theaterfotograf, saß mit Regisseuren, Bühnenbildner-Kollegen und Schauspielern Nachmittage lang beim Tee und diskutierte mit ihnen bis zum Beginn der Vorstellung über Literatur, Malerei und Theater. Der Vater von Nele, inzwischen mein Schwiegervater, hatte meinen Erstling, die Funkerzählung *Der Turm im See*, gehört, war begeistert, und auf seine Anregung hin entstand dann mein erstes Bühnenstück, *Der König in der Kiste*.

Ich darf mir vielleicht eine zweite kleine Abschweifung erlauben, bevor ich von diesem Theaterstück erzähle. Auch in der eben erwähnten Funkerzählung *Der Turm im See* spielt nämlich das Prinzip der beiden Wahrheiten die entscheidende Rolle. Zuerst erfährt der Hörer von einem portugiesischen Buch aus dem 16. Jahrhundert mit dem Titel *Peregrinação*, zu Deutsch *Pilgerreise*. Es ist ein Reisebericht, zugleich ein Lebensbericht, da der Verfasser, der Portugiese Fernão Mendes Pinto, fast das ganze Leben auf Reisen verbrachte, mit siebzehn nach Goa fuhr, um reich zu werden, und mit siebzig nach Lissabon zurückkehrte, arm wie 53 Jahre zuvor. Dort widmete er sich, verbittert in Armut lebend, dem gewissenhaften Aufschreiben seiner Erlebnisse, hing im Armenhaus seinen Erinnerungen an glänzende Stierkämpfe à la Portuguesa unter dem wei-

ßen Himmel von LiamPoo nach und schwärmte von der Schönheit einer japanischen Fürstentochter, die auf einem Bankett einen Spottvers auf die Europäer gesungen hatte, weil diese keine Tischsitten kennen und mit den Fingern essen.

Das handschriftliche Manuskript des Buches ist verschollen. Nun tauchten angeblich Teile dieses Manuskripts wieder auf und man stellte fest, dass im gedruckten Buch eine Passage aus dem Manuskript fehlt, die von einem göttlichen Wunder berichtet, das sich in einem chinesischen Kratersee ereignete. Im Zentrum dieses Wunders steht ein seltsamer Turm. Wahrscheinlich erschien diese Passage dem Verleger zu ungläubwürdig, so dass er sie wegließ. Der erste Sprecher trägt nun die vom Verleger gestrichene Passage vor. Dann hören wir, vorgetragen von einem zweiten Sprecher, einen Bericht des deutschen Sinologen und Historikers Professor Signo. Er ist im Archiv der Berliner Staatsbibliothek auf ein bisher unbeachtetes Dokument gestoßen, das ihn fasziniert. Es ist eine chinesische Zeichnung aus dem 15. Jahrhundert, die einen merkwürdigen Turm darstellt: Die Konstruktionszeichnung eines scheinbar sinnlosen Doppelturms, dessen Hälften spiegelbildlich untereinander angeordnet sind wie die Figuren auf unseren Spielkarten, so dass die Standflächen aneinanderstoßen und ein Dach nach oben, das andere nach unten weist – ein Symbol übrigens für den spiegelbildlichen Aufbau dieser Funkerzählung. Professor Signo vertritt die Ansicht, dass so ein Turm nur dann seinen Sinn erfüllte, wenn er schwimmen würde. Dann würde die eine Turmhälfte aus dem Wasser ragen und sein Zwilling unter dem Wasserspiegel verborgen sein. Signo bietet verschiedene Theorien an, was der Zweck dieses seltsamen Turmes gewesen sein könnte, und fragt sich, ob der Turm wohl jemals gebaut wurde. Und der Zuhörer, der vorher dem Bericht des Fernão Mendes Pinto gefolgt war, weiß jetzt, dass dieser Turm tatsächlich existierte, und kann darüber hinaus das angebliche Wunder rational erklären.

Sie werden in meinen Geschichten immer wieder diesem Prinzip begegnen. Ich finde es spannend, bekannte Geschichten noch einmal neu und ganz anders zu erzählen oder denselben Sachverhalt von zwei Berichterstattern darlegen zu lassen, die von unterschiedlichen Standpunkten auf das Geschehen blicken. Als ich um einen Beitrag für *Das neue Sagenbuch* gebeten wurde, schickte ich zwei. *Der Koch mit dem Hackbrett*, eine fränkische Sage aus der Zeit der Bauernkriege, ließ ich einmal von einem adeligen Ritter erzählen, einmal aus der Sicht eines aufständischen Bauern.

Und als letztes von vielen, vielen möglichen Beispielen erwähne ich noch meine Geschichte *Spinnen*. Darin wird von einem Astronauten erzählt, der auf einem fremden Planeten notlanden muss. Sein Raumschiff ist zerstört, er hat aber Funkverkehr mit dem Mutterschiff und berichtet

von seinen Erfahrungen und Erlebnissen. Die Bewohner des Planeten sind grobe, riesige Wesen, mit denen alle Kontaktversuche scheitern. Der Leser hofft mit diesem gestrandeten Piloten, dass ihm die Rückkehr zum Mutterschiff gelingen möge. Doch nach einem Drittel der Erzählung folgt eine erste Beschreibung des Raumfahrers: Er ist winzig, hat acht Beine, gleicht einer Spinne. Und die großen Wesen, die der Leser als feindlich und aggressiv eingeordnet hat, sind in Wirklichkeit wir, die Menschen. Nun hat aber der Leser schon eine emotionale Verbindung zu dem kleinen Piloten aufgebaut, ist auf seiner Seite und nimmt Stellung gegen die verständnislosen Menschen.

Nun aber zurück zu *Der König in der Kiste*: Hier wird das Prinzip der beiden Wahrheiten gewissermaßen vom Kopf auf die Füße gestellt. Während bei der Geschichte von *Hänsel und Gretel* dasselbe Geschehnis von zwei Figuren unterschiedlich berichtet wird, werden hier zwei extreme charakterliche Ausformungen eines Menschen, gewissermaßen zwei unterschiedliche Geschichten, in der Person ein und desselben Schauspielers gezeigt. Ein Königssohn verlässt sein Schloss und geht in die Welt, um eine Frau zu finden. Eine Hexe nutzt die Abwesenheit des jungen Königs, nimmt durch einen Zauber die Gestalt des Abwesenden an, spielt seine Rolle und beherrscht nun das Reich auf ihre Weise. Als der junge König zurückkommt, ist sein Schloss schwarz gestrichen, schwerbewaffnete Soldaten patrouillieren im Schlosshof und sein Volk hasst ihn wegen der hohen Abgabenlast, die er ihm – angeblich – aufbürdet. Der echte König schafft es, die Diener der Hexe zu überlisten. In einer Kiste versteckt dringt er heimlich ins Schloss ein, um sein Ebenbild, die Hexe, zu besiegen. Der Hauptdarsteller muss nun in jeder Szene allein durch Körperhaltung, Stimmfärbung und Mimik dem Publikum klarmachen, ob er gerade der ‚gute‘ oder der ‚böse‘ König ist. Eine Herausforderung, aber auch eine Paraderolle für den Schauspieler!

Auf andere Weise habe ich das Prinzip der ‚zwei Seiten‘ in einem weiteren Bühnenmärchen verwirklicht. Der Titel heißt *Das Wasser des Lebens oder die Geschichte von Nanna und Elisabeth*. Die beiden jungen Frauen leben in einem Irgendwo, im Freien, haben nichts dabei als ein paar Decken, ziehen unbehaust durchs Land. Der Zuschauer weiß erst nicht: Sind es Landstreicherinnen, sind sie auf der Flucht? Nach und nach erfährt er: Nanna und Elisabeth sind auf der Suche nach dem Wasser des Lebens, von dem ihnen ein alter Rabe berichtet hat. Aber dann trennen sich die Wege und Schicksale der beiden jungen Frauen. Zeit vergeht. Elisabeth, die Nestbauerin, gibt ihr unstetes Leben auf und wird den Zuschauern die Schönheit eines beschaulichen, gut organisierten Lebens mit Mann und Kind im eigenen Haus vor Augen führen. Nanna dagegen gibt die Suche nach dem Wasser des Lebens nicht auf. Sie fällt zwar oft auf die Nase, rafft sich aber immer wieder auf, zieht weiter und liebt ihr unabhängiges

Leben voller Überraschungen und Abenteuer. Der Zuschauer muss selbst entscheiden, welchem Lebensentwurf er zuneigt. Der Autor kann dies nicht für ihn tun.

Bevor ich auf *Die Reise durch das Schweigen* zu sprechen komme, das für mich wichtigste, bedeutsamste und ernsthafteste Märchen, lese ich Ihnen – leicht beschämt – zwei Texte vor, in denen ich theoretisch über die Grimm'schen Märchen schrieb. Der erste stammt aus dem Jahr 1969, dem Höhepunkt der antiautoritären Erziehung. Ich schrieb damals ein Feature für den Süddeutschen Rundfunk, das sich kritisch mit den Märchen der Brüder Grimm befasste, und gab ihm den Titel *Erzähl mir keine Märchen!*. Der zweite Text steht im Programmheft zur *Reise durch das Schweigen* und widerlegt den ersten. Auch Autoren ändern zuweilen ihre Meinung! Ich zitiere aus meinem Rundfunk-Text:

In den letzten Jahren gab es eine wachsende Opposition gegen das traditionelle Kinderbuch und noch stärker gegen die Grimmschen Märchen. Als Wortführer der Kritik nenne ich Melchior Schedlers Buch *Schlachtet die blauen Elefanten!* und *Böses kommt aus Kinderbüchern* von Otto Gmelin. Die Haupteinwände gegen das Märchen kann man – stark vereinfacht – in vier Punkten zusammenfassen:

1. Märchen sind grausam und aggressiv.
2. Märchen erziehen zur Passivität.
3. Märchen vermitteln dem Kind ein Bild von überholten gesellschaftlichen Zuständen.
4. Märchen enthalten autoritäre Erziehungstendenzen.

ZU PUNKT 1: GRAUSAMKEIT

In vielen Märchen geht es unzweifelhaft grausam zu: Da wird gehenkt und gerädert, Köpfe und Hände werden abgehackt, die Foltermethoden aus der Zeit der Hexenprozesse sind noch gültig. Hexen werden verbrannt (*Hänsel und Gretel*), werden ersäuft (*Fundevogel*) oder sie müssen in rotglühenden Eisenschuhen tanzen, bis sie tot zu Boden fallen (*Schneewittchen*). Manchmal werden ihnen auch die Augen ausgestochen, wie in *Aschenputtel*, wo die Tauben die Aufgabe der mittelalterlichen Folterknechte übernehmen.

Verteidiger des Märchens argumentieren, dass diese Grausamkeiten den kindlichen Sinn für Gerechtigkeit befriedigen. Die Guten werden belohnt, die Bösen bestraft. Dabei übersehen sie meiner Meinung nach, daß die Grausamkeit der Märchen nicht zwangsläufig als verdiente Strafe fungiert. Es gibt Märchen, in denen Lustmorde mit sadistischer Genauigkeit vorgeführt werden. Etwa im *Räuberbräutigam* oder in *Fitchers Vogel*, wo das Abschlachten und Zerstückeln der armen Mädchen so realistisch geschildert wird, dass selbst erwachsene Leser geschockt reagieren.

Und selbst wenn die Grausamkeit als Bestrafung des Bösen eingesetzt wird, herrschen immer noch die Rechtsprinzipien des Mittelalters. Strafe ist Rache, das Eigentum wird höher eingeschätzt als das Leben. Der Arme, der dem Reichen etwas stiehlt, wird gehenkt.

ZU PUNKT 2: PASSIVITÄT

Würde sich ein Kind das Verhalten der meisten Märchenfiguren zum Vorbild nehmen, würde es nie lernen, seine Probleme selbst zu lösen. Typisches Beispiel ist das Aschenputtel, das unter bedrückenden Bedingungen lebt, von bösen Menschen gequält wird, sich aber nie dagegen auflehnen würde, sich nicht einmal beschwert. Aschenputtel wartet auf eine höhere Macht, die mit einem Schlag alles Bedrückende wegzaubert. Und da so ein Zauber im täglichen Leben ausbleibt, wird das Kind zur Einstellung verführt: „Aus eigener Kraft kann man sowieso nichts tun“. Es wird passiv und duldet, wie Aschenputtel.

ZU PUNKT 3: BILD ÜBERHOLTER GESELLSCHAFTLICHER ZUSTÄNDE

In den Märchen herrscht eine streng hierarchische Staatsordnung, an deren oberster Spitze der König steht. Seine Machtbefugnis wird auch dann nicht in Frage gestellt, wenn er als böse, hinterhältig oder goldgierig geschildert wird. Er hat die Macht über Leben und Tod ohne Einschaltung der Justiz. Der Müllerstochter in *Rumpelstilzchen* sagt er. „Wenn du nicht in einer Nacht das Stroh zu Gold spinnst, musst du sterben!“ Und die glückliche Lösung dieses Märchens besteht darin, dass sie *die Gattin* dieses goldgierigen Königs werden darf, der ihr eben noch die Hinrichtung angedroht hat!

ZU PUNKT 4: AUTORITÄRE ERZIEHUNGSTENDENZEN

Im Zuge der derzeitigen Tendenz zur antiautoritären Erziehung stoßen sich die Anhänger dieser Bewegung an den Erziehungsidealen, die viele Märchen vermitteln: Nämlich absoluter Gehorsam und widerspruchloses Unterordnen unter die Befehlsgewalt der Erwachsenen. Ungehorsam wird streng bestraft. Paradebeispiel hierfür ist das Märchen vom eigensinnigen Kind, das nicht tut, was die Mutter will, und deshalb sterben muss. Nicht genug damit, wächst auch noch das Ärmchen des ungehorsamen Kindes immer wieder aus dem Grab, bis die Mutter mit der Rute darauf schlägt und das Kind endlich Ruhe unter der Erde findet.

Man sieht, die Einwände gegen das Märchen sind nicht einfach von der Hand zu weisen. Was soll man also tun?

Die naheliegende Lösung wäre, dem Kind das Märchen vorzuenthalten. Dem steht aber die Tatsache gegenüber, daß Kinder Märchen zweifellos lieben. Ich habe das selbst am Beispiel meiner Tochter erlebt, die mit acht Jahren das Märchen für sich entdeckte und Stapel von Märchenbüchern aus der Bücherei nach Hause schlepte.

Da beginnt die Diskrepanz: Auf der einen Seite stehen die Argumente gegen das Märchen, auf der anderen Seite das kindliche Bedürfnis nach Märchen, das man als Vater ernst nehmen muss.

Ich kann aus eigener Erfahrung nur ein paar Vorschläge machen, wie man das Problem wenigsten teilweise lösen kann.

Es wäre falsch, sich über das Bedürfnis nach Märchen einfach hinwegzusetzen. Aber man kann ja beim Vorlesen eine Auswahl treffen. Nicht alle Märchen sind so grausam wie *Fitchers Vogel*, und nicht alle Märchen erziehen zum Stillhalten und Kuschen. In meiner Märchensammlung der Brüder Grimm steht vor dem Negativbeispiel *Das eigensinnige Kind* das Märchen *Das blaue Licht*. Dieses Märchen bezieht Stellung gegen die Obrigkeit. Ein

Mann wird ungerecht behandelt, zum Tod verurteilt, bekommt Macht über seine Unterdrücker und kann befehlen: „Schlage mir die falschen Richter und ihre Häscher zu Boden und verschone auch den König nicht!“

Nicht alle vorgebrachten Einwände gegen das Märchen treffen also auf alle Märchen zu. Die Vielfalt und Uneinheitlichkeit ist geradezu ein Kennzeichen der Märchen. Es kommt auf die richtige Auswahl an.

Und schließlich braucht man die Märchen ja keineswegs kommentarlos vorzulesen. Man kann und sollte mit den Kindern darüber sprechen. Was sie meist von selbst tun, wenn man ihre Fragen nicht von Anfang an drosselt.

Dies war also der Rundfunk-Text. Fünfzehn Jahre später verfasste ich für das Programmheft zu meinem Bühnenmärchen *Die Reise durch das Schweigen* einen Aufsatz, in dem ich mich quasi an der eigenen Nase fasse und dem Autor von 1969 heftig widerspreche, ohne ihn allerdings beim Namen zu nennen. Zuerst führte ich drei Einwände gegen das Märchen auf, die „man“ damals oft publiziert hatte. Das waren:

1. Märchen erziehen zur Passivität,
2. Märchen übermitteln ein Bild von überholten gesellschaftlichen Zuständen,
3. Märchen sind grausam.

Ich zitiere den Aufsatz in Auszügen:

Die *Passivität* wird oft am Beispiel Aschenputtels dargestellt. Dabei ist Aschenputtel gar nicht besonders typisch für die Märchenhelden und Heldinnen. Es gibt genauso viele Figuren, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Etwa Gretel, der starke Hans, der Däumling, das tapfere Schneiderlein.

Mir erscheint aber auch die Argumentation im Hinblick auf das Märchen *Aschenputtel* lebensfremd. Welches Kind, das in bedrückenden familiären Verhältnissen lebt, hat die Möglichkeit, diese Umstände aus eigener Kraft zu beseitigen und sich dagegen aufzulehnen! Kann nicht im Gegenteil die Hoffnung auf eine Wende zum Besseren, dieser Trost, den das Märchen vermittelt, geradezu als Überlebenschance dienen?

Der zweite Einwand gegen das Märchen richtet sich gegen das Bild einer *hierarchischen Staatsordnung*. Dabei geht man aber von einem rationalen, erwachsenen Denken aus, das dem Kind fern liegt. Man begreift nicht, daß der König im Märchen fürs Kind immer ein Symbol bleibt und nicht mit einem real existierenden König in Verbindung gebracht wird. Wie die Reisen und Abenteuer des Märchenhelden nach außen verlegte innerseelische Vorgänge sind, ist der Prinz im Märchen immer das Kind selbst und der König fast immer der Vater.

Der dritte Einwand, der gegen die *Grausamkeit* der Märchen, wiegt am schwersten. Es ist nicht zu bestreiten, dass das Böse im Märchen grausam bestraft wird. Es gab in den Jahren nach 1968 etliche Versuche, die Märchen zu beschönigen. So ließ man die Hexe am Ende nicht sterben, sondern bekehrte sie zum Guten. Dabei machten aber viele Vorleser die Erfahrung, daß die Kinder diese bereinigten Märchen als langweilig ablehnten und auf dem Ori-

ginalschluss bestanden. Es gibt offensichtlich ein kindliches Bedürfnis nach solch schlimmer Bestrafung der dunklen Mächte.

Der Psychologe Bruno Bettelheim schreibt in seinem Buch *Kinder brauchen Märchen*: Kinder wissen, daß sie nicht immer gut sind, mörderische Wünsche hegen und Dinge und sogar Menschen am liebsten in Stücke reißen würden. Wenn man dem Kind den Zugang zu den Märchen verwehrt, die ihm sagen, daß andere die gleichen Fantasien haben, kommt es zur Überzeugung, nur es allein denke sich solche Dinge aus. Und erst dann werden seine Fantasien wirklich furchterregend. Kinder, die sich in der Form des Märchens mit ihrer dunklen Seite auseinandersetzen, führt Bettelheim aus, lernen damit umzugehen und sie zu kontrollieren. Das Kind fühlt sich häufig von den Erwachsenen ungerecht behandelt und wünscht sich, daß diejenigen, die es belügen und herabwürdigen, dafür bestraft werden. Werden sie nicht bestraft, schreibt Bettelheim, kommt das Kind zur Überzeugung, niemand sei gewillt, es zu beschützen. Je schwerer die Bösen bestraft werden, desto sicherer fühlt sich das Kind.

Man darf aber nicht übersehen – und das ist jetzt nicht mehr Bettelheim, sondern Maar – daß die Bestrafung des Bösen im Märchen immer lakonisch knapp erzählt wird, nie geschwätzig, eher fern und streng, wie ein Symbol. Das Kind erfährt von der Bestrafung, fühlt sich erleichtert, schlägt aber nie den Bogen zur Realität. Es malt sich die physischen Folgen für die Betroffenen, deren Leiden, ebenso wenig aus wie es das Märchen tut. Deshalb sind die Bilder menschlicher Grausamkeit, mit denen Kinder fast täglich in den Medien konfrontiert werden, ungleich angsterregender. Durch das Bild wird alles plötzlich konkret. Das Kind begreift erschrocken, daß hier wirkliche Menschen getötet werden, und wird so gezwungen, ihre Leiden nachzuvollziehen.

Soweit der neue, zweite Text. Wie kam es zu diesem Gesinnungswandel? Die Württembergische Landesbühne hatte ein eigenes Kindertheater gegründet und den italienischstämmigen Regisseur Mauro Guindani zum Leiter dieser Einrichtung gemacht. Er kam frisch von der Folkwang-Schule in Essen und brachte von dort vier Schauspieler mit, die ‚emanzipatorisches Theater‘ für Kinder machen wollten. Das erste Stück, das er inszenierte, war meine *Kikerikiste*. Als er erfuhr, dass ich ganz in der Nähe wohnte, setzte er sich mit mir in Verbindung und verschaffte mir einen Vertrag nebst Gehalt als Dramaturg. Der Vertrag sah vor, dass ich keine andere Aufgabe hatte, als innerhalb eines Jahres drei Theaterstücke für Kinder zu schreiben. Daraus wurde dann die in Theaterkreisen wohlbekannte *Esslinger Trilogie*, nämlich *Mützenwexel*, *Freunderfinder* und *Die Reise durch das Schweigen*. Mauro Guindani war vor seiner Ausbildung als Regisseur Schüler und zeitweise sogar Assistent des Philosophen und Religionswissenschaftlers Mircea Eliade gewesen und von dessen Ideen überzeugt, geradezu besessen. Oft zitierte er aus dessen Werk *Mythen, Träume und Mysterien*. Er spottete über die modischen Verächter des Märchens, indirekt also auch über mich, und brachte mich dazu, dass ich

in der Hochphase des politischen, realistischen Kindertheaters, etwa des GRIPS-Theaters, ein Märchen für die Bühne schrieb. Es bedurfte allerdings nicht nur seiner Überzeugungskraft. Gerade war ja Bruno Bettelheims *Kinder brauchen Märchen* erschienen, das einen ganz neuen Blick auf das Märchen warf. Uns war bewusst, dass wir uns Angriffen von Seiten der Kritik aussetzen würden, und versuchten denen zuvorzukommen, indem wir unser Vorhaben im Begleitheft zur Aufführung erläuterten:

Wenn man es sich, wie wir, seit Jahren zum Ziel gesetzt hat, emanzipatorisches Kindertheater zu machen, dann wird der Entschluss, ein Märchen für die Bühne zu schreiben und es zu realisieren, zwangsläufig zu einem Wagnis.

Da Kinder Märchen wie *Rotkäppchen* oder *Hänsel und Gretel* fast auswendig kennen und sich trotzdem bei jedem Vorlesen neue Assoziationen schaffen können, wäre es sinnlos, bekannte Märchen auf die Bühne zu bringen. Man muss in dieser Form neue Geschichten erfinden und sie mit Blick auf die Inszenierung schreiben.

So entstand *Die Reise durch das Schweigen*: Ein Schloss. Ein König und eine Königin. Sie sind glücklich. Die Königin hat ein Kind bekommen, einen Sohn. Aber eine böse Fee ist neidisch auf dieses Glück. Sie zieht die Königin in einen Brunnen, nimmt ihre Gestalt an und ist nun Königin. Die ‚gute Mutter‘ hat sich in eine ‚böse Mutter‘ verwandelt. Nur das kleine Kind war anwesend. Aus Furcht, dass es sie eines Tages verraten könnte, verzaubert die böse Fee das Kind: Sie macht es stumm. Der stumme Prinz wächst heran. Am Tag seines 14. Geburtstages erscheint ihm als Vision die gute Mutter aus dem Brunnen. Sie fordert ihn auf, allen die Wahrheit zu sagen, denn er ist der Einzige, der sie kennt. Nun muss er seine Sprache finden. Mutig macht er sich auf die Reise durch eine fremde Welt. Fantastische Tiere kommen ihm entgegen und helfen ihm, schwere Prüfungen zu bestehen. Er durchquert den Wald, erreicht den Fluss. Es gelingt ihm, das andere Ufer zu erreichen, das trockene, verbrannte Land. Mit Hilfe des Adlers fliegt er über die Berge. So – durch Erde, Wasser, Luft und Feuer – hat er das ‚Niemand-Land‘ erreicht, das Land der Schatten. Dort wird es ihm gelingen, seinen größten Feind zu erkennen und zu besiegen: den schwarzen Prinzen, seinen eigenen Schatten. Nur dann wird sich die letzte Tür öffnen, die ihn zur Prinzessin führt, der Einzigen, die seinen Namen kennt. Er wird durch dieses Wort zur Sprache kommen und kehrt ins Schloss zurück. Nun kann er allen die Wahrheit sagen und die böse Fee bestrafen. Als feiner junger Herr in seidenen Kleidern, doch stumm, hatte er die Reise begonnen. Barfuß und in Fetzen, doch sprechend, kommt er zurück.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen spielen im Stück verschiedene Figuren. Das nicht etwa deshalb, weil nicht mehr Spieler zur Verfügung standen, sondern weil ein geheimer Zusammenhang zwischen ihnen

gezeigt wird. Natürlich wird die ‚gute Mutter‘ von derselben Schauspielerin gespielt wie die ‚böse Mutter‘. Die weise alte Amme, die den Prinzen auf seine Reise schickt, begegnet ihm auf seinem Weg als Schildkröte. Eine Magd im Schloss ist dann die Unke, später die Prinzessin, die ihm seinen Namen sagen kann. Während der langen Reise ins Unbewusste, auf der Suche nach seinem Selbst, trifft der Prinz auf verschiedene Vaterfiguren in der Form eines Fährmanns, eines Kamels, eines Löwen und schließlich des Adlers, der ihn über die Berge trägt. Was mir von diesem Stück besonders in Erinnerung geblieben ist, war der Brief einer erwachsenen Zuschauerin, die mir schrieb, sie habe das Stück dreimal gesehen und es hätte bei ihr mehr ausgelöst und bewirkt als ein Jahr Psychoanalyse.

Ein weiteres Theaterstück wurde 2011 in Nürnberg uraufgeführt. Es gibt darin weder Hexen noch Zaubereien, trotzdem ist es von seiner Struktur her dem Märchen sehr nahe. Sein Titel: *Der beste Koch der Welt*. Ein Koch erdreistet sich, vor seinem Lokal das Schild „Der beste Koch der Welt“ aufzuhängen. Dies kommt dem König zu Ohren und er stellt dem Koch die Aufgabe, ein Gericht zu kochen, das er, der König, noch nie gegessen hat. Andernfalls muss er mit einer strengen Strafe rechnen. Wie in *Rumpelstilzchen* bekommt nun der Koch drei Chancen: Das erste Gericht hat der König schon bei der Hochzeit des spanischen Königs gegessen. Das zweite beim Begräbnis des russischen Zaren. Und wenn dem König das letzte, dritte Gericht auch bekannt ist, wird der Koch hingerichtet. Der Koch kocht also um sein Leben. Er hat einen unbeholfenen, begriffstutzigen Lehrling, der sich von der Aufregung seines Chefs keineswegs anstecken lässt und sich in aller Ruhe Bratkartoffeln mit Zwiebeln und Speck zubereitet. Als der König zur dritten, entscheidenden Prüfung erscheint, hält er das Gericht des Lehrlings für das zu prüfende Mahl und muss zugeben: Sowas hat ihm der Oberhofkoch noch nie serviert! Ausgerechnet der Dummling hat seinem Chef das Leben gerettet!

Dann sollte ich vielleicht auch noch ein Theaterstück erwähnen, das zwar Märchenmotive enthält, aber mehr dem Mythos verpflichtet ist: *Der weiße Wolf*. Anstoß zu diesem Stück gab mir ein Artikel im *Wörterbuch des Deutschen Aberglaubens*, in dem zu lesen war, dass man bis ins späte Mittelalter hinein fest daran glaubte, dass Frauen unter dem Einfluss von Hexen Katzen, Hunde und sogar Wölfe gebären können.

Ein blinder Magier, der die Zukunft sehen kann, weissagt einem mythischen König, dass seine Frau einen Wolf gebären wird. Das würde beim Volk als schlechtes Vorzeichen gelten, eine Strafe der Götter. So befiehlt der König, dass seine Frau in einem völlig abgedunkelten Raum das Kind zur Welt bringt und die Hebamme es sofort in eine Decke wickelt, ohne es anzusehen. Das Bündel übergibt er einem alten Diener mit dem Befehl, den Wolf im Fluss zu ersäufen. Aber der Diener hört ein Wimmern aus dem Bündel, öffnet es gegen die ausdrückliche Anweisung des Königs und

bringt es nicht übers Herz, das Kind zu ertränken. Er legt es im Wald unter einen Baum. Dort wird es von einer Wölfin gefunden, deren Junge von einem Wolfsjäger getötet wurden. Sie nimmt das Menschenkind an, säugt es mit ihrer Milch, erzieht es nach Wolfs-Art und macht es zum ‚weißen Wolf‘. Der wird dank seiner Intelligenz bald zum Anführer der Wölfe und zum Schrecken der Bauern, die den König bedrängen, diesen Wolf zu töten. Der König geht auf die Jagd und tötet die Wolfsmutter, die sich ihm entgegenstellte, um ihren Sohn zu retten. Der weiße Wolf wird sie rächen und seinen Vater, den König, töten. Es ist, wenn man so will, ein Gleichnis über Vorurteile und über eine Selffulfilling Prophecy: Ein Vater lehnt seinen Sohn ab, hält ihn für einen Wolf und macht den Ungeliebten genau deshalb zum wilden Tier. Die Übertragung dieser Konstellation in die Realität ist nicht schwierig. Entspringt das Wolfs-Motiv noch der europäischen Märchen- und Mythen-Welt, so sind andere meiner Bühnenmärchen eher außereuropäischen Traditionen verpflichtet.

Da ich mich bei meinem Vortrag hier aber auf die Grimm’schen Märchen beschränken will, gehe ich erst gar nicht auf den Inhalt ein und erwähne nur die Titel: *Lippels Traum* oder *Der verborgene Schatz* sind den arabischen Märchen aus *Tausendundeiner Nacht* verpflichtet, ebenso *Die beiden Türen*. Das Stück *Wer ist der Größte?* hat einen weiten Weg zurückgelegt: vom eisigen Norden Kanadas auf deutsche Bühnen. Es ist ein Spiel mit Motiven aus Eskimo-Märchen.

Nun aber vom Theater zurück zu meinen Büchern und hier zu Geschichten, die man im strengen Sinn zwar nicht als Märchen bezeichnen kann, die ihm aber schwesterlich verbunden sind. Ich finde, der Weg vom Märchen zu meinen fantastischen Geschichten ist kurz und leicht zu finden. Schon ein Titel wie *Herr Bello und das blaue Wunder* lässt Märchenassoziationen aufkommen: ‚Wunder‘ und ‚blau‘ sind typische Märchen-Versatzstücke. Darüber hinaus spielt das Motiv der Verwandlung eine wichtige Rolle. Und wirklich war ein Ausgangspunkt für die Geschichte folgende Überlegung: In den Märchen begegnen wir immer wieder Menschen, die in Tiere verwandelt werden: die sieben Schwäne, die zwölf Brüder, Brüderchen und Schwesterchen. Aus meiner Kinderzeit habe ich noch den Vers im Ohr:

Was macht mein Kind, was macht mein Reh?
jetzt komm ich noch einmal, dann nimmermehr!

Erst beim Wiederlesen für diesen Vortrag habe ich das Märchen noch mal aufgeschlagen und war enttäuscht, dass man den Reim, den ich im Kopf hatte – „nimmermehr“ –, zugunsten der korrekten Schreibweise „nimmermehr“ geopfert hatte. Mir hätte „nimmermehr“ besser gefallen.

Auch bei *Die Rabe* und bei *Jorinde und Joringel* werden Menschen in Tiere verwandelt, in Vögel. Wie wäre es, dachte ich auf der Suche nach ei-

ner überzeugenden Idee zu einem neuen Buch, wie wäre es, wenn ich dieses Motiv einmal umkehre? Wenn aus einem Tier, zum Beispiel aus einem Hund, durch einen Zaubertrank ein Mensch würde? Ein Mensch, der seine Tier-Existenz nie ganz ablegen wird, am liebsten unter dem Tisch liegt und die Suppe aus der Schüssel schlürft. Wenn er sich schließlich in eine Frau verliebt, macht er ihr ein Geschenk, das er höchst angemessen findet: einen dicken Knochen, gut abgehangen. Die Dame allerdings ist „leider schon satt“. Neben all den kuriosen Gewohnheiten hat Herr Bello, wie er sich als Mensch nennt, auch eine sehr angenehme Eigenschaft aus seiner Tier-Existenz bewahrt: Er kann nicht lügen. Der eigentliche Held der Geschichte, ein Junge namens Max, lebt mit seinem alleinerziehenden Vater, einem Apotheker, in einer engen, symbiotischen Beziehung. Die Eltern von Max sind geschieden und der Vater wagt es nicht, eine neue Beziehung einzugehen, um dem sensiblen Sohn nicht weh zu tun. Erst der verwandelte Hundemensch wird das eingefahrene Familiensystem verändern, wird dem Vater zu einer Frau und dem Jungen zu einer neuen Mutter verhelfen. Eine ähnliche Ausgangssituation finden Sie bei allen meinen fantastischen Geschichten, sei es in der *Herr Bello*-Geschichte, in *Eine Woche voller Samstage* oder neu in *Der Galimat und ich*.

Vielleicht muss ich an dieser Stelle meine persönliche Definition des Begriffs ‚fantastische Geschichte‘ anführen und den Unterschied zur gerade hoch im Schwange stehenden ‚Fantasy‘ erläutern. Die meisten Fantasy-Geschichten spielen in einem Parallel-Universum, einem Irgendwo-Land, fern unserer Welt, bevölkert von Hobbits, Orks und Elben. Welten, in denen Ritter auf Drachen reiten, mit Laser-Schwertern kämpfen oder wo Menschen, denen Kiemen gewachsen sind, in unterseeischen Reichen Krieg führen. Überhaupt wird in den Fantasy-Büchern sehr viel gekämpft und oft Krieg geführt, der dadurch gerechtfertigt wird, dass man diese Welten gegen die „dunklen Mächte“ verteidigen muss. Im Gegensatz dazu spielen meine Geschichten in einer realen, dem Leser vertrauten Umgebung, in die ein fantastisches Wesen eintritt, um den Helden der Geschichte aus einer seelischen Notlage zu befreien, seien es das Sams, Herr Bello oder der Galimat. Herr Taschenbier in der *Sams*-Geschichte, ein kleiner Angestellter, führt ein eingeschränktes Leben, ist angepasst, schüchtern, ängstlich, kontaktgestört. Seine Hauptsorge ist es, möglichst unauffällig zu leben und nicht unangenehm aufzufallen. Gleichzeitig leidet er unter seiner Anpasstheit. Das Sams macht ihn zu einem selbstbewussteren, lebensfrohen Menschen, der es wagt, zu seinem Chef zum ersten Mal „Nein“ zu sagen, und der es schließlich schafft, seine Schüchternheit zu überwinden und eine Partnerin fürs Leben zu finden.

Der Junge Jim in *Der Galimat und ich* fühlt sich in seinem Leben nicht wohl, wird in der Schule gemobbt, wartet sehnsüchtig darauf, endlich erwachsen zu werden und all das Unangenehme hinter sich zu lassen.

Der fantastische Galimat verhilft ihm dazu und bringt ihn zu der Erkenntnis, dass das Leben als Erwachsener in Wirklichkeit gar nicht so erstrebenswert ist, wie es für Jim den Anschein hatte. Er ist glücklich, wieder ein Kind zu sein. Ich finde, dass meine fantastischen Geschichten dem Märchen näher stehen als alle die wundersamen Ereignisse der Fantasy-Welten. Denn auch die meisten Märchen beschreiben zu Beginn eine reale Welt, in der sich erst später das Wundersame ereignet. Von Hänsel und Gretel erfährt man, dass sie in großer Armut mit ihren Eltern in einer Hütte am Waldrand wohnen. Aschenputtel wird von ihrer Stiefmutter stiefmütterlich behandelt und muss neben dem Herd in der Asche schlafen. Der Vater der schönen Müllerstochter in *Rumpelstilzchen* will vor dem König ein bisschen angeben und behauptet, seine Tochter könne Stroh zu Gold spinnen. In *Das blaue Licht* lernen wir einen Soldaten kennen, der seinem König treu gedient hat, trotzdem keinen Lohn bekommt und voller Sorgen seines Weges zieht.

Insofern verdienten es meine fantastischen Geschichten, in einem Vortrag über das Märchen wenigstens erwähnt zu werden. Aber noch einmal zurück zum Märchen. Zum Abschluss möchte ich Ihnen eine kleine Glosse vorlesen, die Sie nicht kennen und auch nicht nachlesen können, da sie für das Goethe-Institut geschrieben und nur im Ausland veröffentlicht wurde.

Im Wartezimmer meines Zahnarztes liegen Zeitschriften aus wie *Das Goldene Blatt* oder *Frau im Spiegel*, die ich zwar nie abonnieren würde, dort aber mit Interesse durchblättere, erschließen sie mir doch eine unbekannte Welt. Besonders gerne studiere ich den Teil, in dem Leser dem Arzt oder Psychologen der Zeitschrift von einem Problem berichten und von ihm einen Rat erwarten. Diese Ratschläge fallen oft so einfach gestrickt aus, dass ich mich frage, ob da tatsächlich ein Arzt antwortet, oder ob sich dahinter ein Hobby-Psychologe in Gestalt eines Redakteurs verbirgt.

Ich kann wohl davon ausgehen, dass jeder hier das Märchen vom *Froschkönig* kennt. Es wird in dieser Glosse zwar nie genannt, spielt aber eine verborgene Rolle dabei. Ich fasse trotzdem die Handlung kurz zusammen: Eine Königstochter spielt mit ihrem goldenen Ball, der fällt ins Wasser eines Brunnens. Ein Frosch bietet ihr an, den Ball heraufzuholen, wenn sie ihm verspricht, dass er an ihrem Tisch sitzen und in ihrem Bett schlafen darf. Sie verspricht es ihm, weil sie denkt, der „alte Wasserpatscher“ sitzt im Brunnen und kann nicht heraus. Aber am nächsten Tag kommt der Frosch die Treppe hochgehüpft, nimmt auf dem Tisch Platz und isst von ihrem goldenen Tellerlein. Als er dann auch noch zu ihr ins Bett will, „ward sie bitterböse und warf ihn mit allen Kräften wider die Wand“. Wie er aber herabfiel, war er kein Frosch mehr, sondern ein Kö-

nigssohn. Die beiden heiraten und werden König und Königin. Soweit das Märchen. Und nun zum Leserbrief:

FRAGEN SIE DR. HEIMTAL

Mein Mann nimmt seltsame Gewohnheiten an

Frau P. von F. (43) schreibt:

Da ich in meinen Kreisen niemanden habe, mit dem ich über drängende Probleme sprechen kann, wende ich mich vertrauensvoll an Sie.

Mein Mann ist von Beruf König, wir sind seit 24 Jahren verheiratet. Obwohl wir uns unter ungewöhnlichen Bedingungen kennenlernten, ist unsere Ehe, alles in allem, ziemlich glücklich verlaufen, wenn wir auch kinderlos geblieben sind.

Seit einiger Zeit jedoch nimmt mein Mann immer mehr seltsame Gewohnheiten an, mit denen ich mich nicht anfreunden kann. Das hat schon mehrmals zu einem heftigen Streit geführt, leider ohne Erfolg. Da mein Mann nicht bereit ist, seine Gewohnheiten abzulegen, wird unser Verhältnis immer kühler.

Es fing damit an, dass er eine Vorliebe für grüne Kleider entwickelte und sich nur noch grün anzieht. Inzwischen geht dies schon so weit, dass er nur noch grüne Unterwäsche und grüne Strümpfe trägt. Lege ich ihm etwa einen roten oder weißen Schlafanzug zurecht, meckert er so lange an mir herum und weigert sich, ins Bett zu kommen, bis ich ihm seinen grünen Schlafanzug bringe.

Gleichzeitig hat er eine große Leidenschaft fürs Schwimmen bekommen, überhaupt für das Baden und Herumplätschern im Wasser. Stundenlang liegt er im grünen Badeanzug in seiner riesigen Wanne und vernachlässigt völlig seinen Beruf.

Manchmal sage ich ihm: „Ich bin dir wohl gleichgültig geworden? Du brauchst mich ja gar nicht mehr zu deinem Glück. Du bist am zufriedensten, wenn du in deiner Wanne liegen und nach goldenen Kugeln tauchen kannst!“ Dann streitet er alles ab, nimmt mich in den Arm und ist ganz lieb, so dass ich meinen Ärger vergesse und denke, unsere Krise sei überwunden.

Aber wenige Tage später plätschert er schon wieder stundenlang in der Wanne und vergnügt sich damit, Fliegen zu fangen. Obwohl er weiß, wie sehr mich das kränkt.

In letzter Zeit verändert er sich auch äußerlich. Vielleicht hängt das mit dem übermäßigen Baden zusammen. Er hat ganz hervorquellende Augen, und wenn er singt, bläht sich sein Hals seitwärts auf und wird dick. Aber das stört mich nicht so sehr wie seine schlechten Gewohnheiten.

Wenn er manchmal anfängt, auf komische Art durchs Zimmer zu hüpfen, nur um mich zu ärgern, bekomme ich so einen Zorn auf ihn, dass ich ihn vor lauter Wut gegen die Wand schmeißen möchte.

Was kann ich nur tun? Bitte helfen Sie mir mit Ihrem Rat!

Dr. Heimtal, Diplom-Psychologe mit geschliffenem Analytiker-Verstand, durchschaut sofort die Situation und das Problem.